

Tages-Anzeiger, Mittwoch, 9. Juli 2003

von Felix Müller

„Schwulsein ist mehr als nur Sex haben“

Winterthurer Sekundarschüler haben sich mit einer Lesbe und einem Schwulen getroffen. Den Teenagern brannten Dutzende von Fragen unter den Nägeln – sie erhielten offene Antworten.

Die Jungs lehnen sich in ihren Stühlen weit zurück, die Arme verschränkt, bei einigen beschatten Baseballmützen die Augen. Der eine oder andere mag sich denken, wie beiläufig er bisher seine Kollegen mit „schwuler Bock“ bedacht hat. Die Mädchen geben sich weniger cool, blicken neugierig zu Uwe, Doris und Liselotte, die mit ihnen im Singsaal des Sekundarschulhauses Lindberg im Kreis sitzen. Dutzende von Fragen haben die 20 Schüler und Schülerinnen an den Schwulen, die Lesbe und die Mutter eines schwulen Sohns und einer lesbischen Tochter (siehe Kasten). Was die Jugendlichen interessiert, reicht von grundsätzlichen Fragen („Wie haben Sie gemerkt, dass Sie homosexuell sind?“) bis zu Details des Geschlechtsakts („Ist Sex bei Schwulen und Lesben gleich schön wie bei Heteros?“).

Schon als 10-Jähriger habe er gemerkt, dass ihn andere Knaben anziehen, erzählt der 44-jährige Uwe. Mit 17 habe er erstmals ein Mädchen geküsst, „aber da war nichts“. Mit 19 kam es zum ersten Kuss mit einem Mann – das „hat alles bisher Erlebte in den Schatten gestellt“. Mit 28 hat er es den Eltern erzählt; heute lebt er in der zweiten langjährigen Beziehung. Uwe ist feingliedrig, trägt Jeans und Poloshirt, untermalt seine Worte mit Gesten und witzelt gleich selbst darüber. Eine Kollegin habe ihm mal gesagt, er solle sich nicht „so schwul bewegen“. Einige Jungs lachen. Ein anderer hält die Augen geschlossen, wie wenn ihn die Runde nichts angehen würde. Einer der anwesenden Lehrer wirft ein, Heteromänner würden Homosexualität viel vehementer ablehnen als Frauen. Vielleicht mache sie ihnen mehr Angst.

Oft von Angst begleitet

Uwe nennt die Dinge beim Namen, immer ernsthaft und sachlich, nie obszön. Selbst wenn er vom Moment erzählt, als er sich vor Arbeitskollegen outete – diese hatten sich über „picklige Ärsche“ von Schwulen lustig gemacht. Die Schülerinnen und Schüler hören zu, aufmerksam. Auch als Doris ihre Geschichte erzählt, leiser als Uwe, aber ebenso selbstbewusst: Bis 36 hat sie mit wechselndem Erfolg „so genannt normale Beziehungen gelebt“, dann plötzlich gemerkt, dass ihre Blicke immer länger auf Frauen weilten. Sie fing an, in der lesbischen Szene zu verkehren und lernte dort ihre Freundin kennen, mit der sie heute zusammenlebt.

Doris ist elegant gekleidet, in grau-braunen Tönen, entspricht nicht einem einzigen der Klischees, die über Lesben herumgeboten werden. In ihrem Dorf erzählt sie nur zurückhaltend, dass sie eine Frau liebt. Zu oft habe sie erkennen müssen, dass das Thema eine zu hohe Bedeutung erhalten habe: Sie würden häufig auf das Sexuelle reduziert. Uwe ergänzt: „Schwulsein ist mehr als nur Sex haben.“ Er führe mit seinem Partner ein völlig normales Leben.

Mit Angst sehen sich alle drei konfrontiert. Angst, an Orten geoutet zu werden, wo sie dies nicht wünschen. Angst, verletzt zu werden. Liselotte kennt diese Angst aus der Perspektive der Mutter. Die 59-Jährige hat drei Kinder, ein Sohn und die Tochter sind homosexuell. Als die Lokalzeitung für einen Artikel mit Foto anfragte, mussten sie und speziell ihr Mann sich überwinden – wider Erwarten erhielten sie dann positive Reaktionen. Aber sie hat auch schon das Gegenteil erlebt. An einem Informationsstand sei sie von christlichen Fundamentalisten aufs Ärgste beschimpft worden. „Das macht mich sprachlos“, sagt sie. Die dächten immer noch, Homosexualität sei eine Krankheit – man merkt ihr an, wie stark sie dies verletzt hat. „Eltern müssen zu ihren homosexuellen Kindern stehen, das ist ganz wichtig“, ist ihre Botschaft.

Zeit, Fragen zu stellen: Die Teenager schauen sich an, zwei Jungs stecken die Köpfe zusammen, kichern. Die vorbereitete Frageliste hilft über die erste Unsicherheit

hinweg. In der Runde sind die Mädchen in der Mehrzahl. Sie wollen von Doris wissen, wie genau sie bemerkt habe, dass sie Frauen liebe. Und ob sie Kinder wolle. „Nein“, die klare Antwort. Viele der Mädchen lehnen sich vor, wollen nun ihre Fragen anbringen. Einzelne Jungs tauen auf, machen ebenfalls mit. Die Stimmung wird immer gelöster. Homosexuellsein ist für die Teenager eine fremde Welt, aber auch eine Welt, über die sie offensichtlich mehr wissen wollen.

Andersartige werden ausgegrenzt

Die Diskussion dreht sich immer mehr um Sex. Ein Jugendlicher fragt Uwe, ob er in der Beziehung der Mann oder die Frau sei. Uwe schlägt die Beine übereinander und lacht. Normalerweise koche er, aber das sei sicher nicht etwas, was der Fragesteller wissen wollte. Die Männer- und Frauenrollen bei Schwulen und Lesben seien ein Klischee: „Ich definiere mich nicht darüber, ob ich ficke oder gefickt werde“, sagt er. Danach geht es um Pornofilme. Doris entlarvt die Szenen mit zwei sich liebenden Frauen: „Für uns Lesben ist das zum Lachen, das hat nichts mit der Realität zu tun.“ Die Filme würden nur für heterosexuelles Publikum gedreht.

Sechsmal diskutierten Uwe, Doris und Liselotte an diesem Tag je eine Lektion lang über Homosexualität. Organisiert hat die Veranstaltung Hansjürg Germann, Schulleiter im Schulhaus Rychenberg. Er und die Lehrerschaft hoffen, die Teenager dadurch für die Probleme von Menschen zu sensibilisieren, die nicht der Norm entsprechen: „Sie sollen merken, dass wir im Alltag Andersartige oft auf ein einziges Merkmal reduzieren und dadurch ausgrenzen.“ Zudem stelle er immer noch grosse Informationslücken fest. In zwei Klassen sei gefragt worden, ob Homosexualität ansteckend sei.

Sex interessiert am meisten

In jeder Klasse sei das Gespräch anders verlaufen, sagt Germann. Konkrete Fragen zu Sex seien jedoch jedes Mal zuoberst gestanden. Von Seiten der Schülerschaft hat der Lehrer einige positive Reaktionen erhalten. Von mehreren Teenagern wusste er, dass sie in der Familie oder im Bekanntenkreis Homosexuelle kennen – entsprechend leicht hätten sich diese Schüler einfühlend fühlen können. Schwieriger sei es für Jugendliche, die aus Kulturkreisen kommen, die Homosexualität ablehnen. Es habe sich aber insgesamt bewährt, die Schülerinnen und Schüler mit Menschen zusammenzubringen, die anders sind. Im letzten Schuljahr hatte er bereits Nadia Brönimann in die Schule eingeladen – die noch vor wenigen Jahren ein Mann gewesen war.

Homosexualität ein Gesicht geben

Im Winterthurer Sekundarschulhaus Lindberg haben sich alle Klassen während zweier Monate mit dem Thema „Freundschaft, Liebe, Sexualität“ befasst. Den Abschluss bildete letzte Woche eine Diskussionsrunde mit einem schwulen Mann, einer lesbischen Frau und der Mutter zweier homosexueller Menschen. Der Kontakt erfolgte über die Gruppe „Gleichgeschlechtliche Liebe leben“ (GLL). Diese will Jugendlichen einen lebensnahen Zugang zum Thema Homosexualität bieten.

Heterosexuelle Liebe werde in den Schulen behandelt, homosexuelle Liebe dagegen kaum, schreibt die Gruppe GLL in einer Broschüre. Weil mindestens fünf Prozent aller Menschen homosexuell liebten, sei es wichtig, das Thema im Oberstufenalter anzusprechen – dann sei Sexualität ein zentrales Thema.

Die Gruppe hat ein Unterrichtsmodul entwickelt, das Jugendorganisationen und Schulen buchen können. Im Vordergrund steht der persönliche Kontakt zwischen Jugendlichen und den GLL-Leuten. Diese erzählen aus ihrem Leben und stellen sich den Fragen der Teenager. Mit den Gesprächen will die Gruppe Vorurteile abbauen und Fehlinformationen korrigieren.

GLL ist eine Arbeitsgruppe der schwulen Dachorganisation Pink Cross (Tel. 031 372 33 00; www.pinkcross.ch). Sie besteht aus 15 Personen – die meisten davon sind pädagogisch tätig oder arbeiten in sozialen Berufen. Die Schulbesuche führen sie fast in der ganzen Deutschschweiz durch. (fmj)